



Wolfgang Frühwald

**„Wie ein ungeheures Märchen“.
Johann Caspar, Johann Wolfgang und August Goethe
im Petersdom in Rom**

Zusammenfassung

Die Baugeschichte des Petersdoms in Rom, wie er sich dem Blick des neuzeitlichen Betrachters darstellt, ist das Resultat eines großen Abbruchunternehmens ebenso wie eines gewaltigen Neubaus. Von „schöpferischer Zerstörung“ hat Horst Bredekamp mit Blick auf die Baugeschichte von Neu St. Peter in Rom seit 1506 gesprochen. Als Johann Wolfgang Goethe, den Spuren seines Vaters folgend, 1786 auf seiner „Hegire“ das antike Rom und den Petersdom erblickte und sich damit in die südliche Kunstwelt „initiiert“ fühlte, konnte er kaum einschätzen, dass sein Neubau der deutschen Literatursprache ein ähnlich gewaltiges und gewaltsames Abbruch- und Aufbauprojekt sein könnte, wie der sich über mehr als ein Jahrhundert erstreckende Neubau der Papstkirche in Rom. Die „römischen Glückstage“, deren Stimmung und Kunstgefühl sich Goethe noch 1829, bei der Edition des „Zweiten römischen Aufenthalts“, in die „kimmerischen“ Nächte des Nordens holte, versuchte sein Sohn August 1830 auch für sich zu reklamieren. Doch endete dessen zu spät unternommene Flucht in einer Tragödie. August von Goethe starb zehn Tage, nachdem er die Kuppel des Petersdoms im Glanz der Morgensonne gesehen hatte, an einem Schlaganfall in Rom. Von dem Schock, der ihn im November 1830 durch die Nachricht vom Tod des Sohnes ereilte, hat sich Johann Wolfgang Goethe nicht mehr erholt.

Vortrag an der deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl in Rom am 30. Oktober 2006

Vorlage:

Word-Datei des Autors

Autor:

Prof. Dr. Wolfgang Frühwald

Römerstädter Straße 4k

D-86199 Augsburg

Email: <wolfgang.fruehwald@v-w-fruehwald.de>

Vortrag an der deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl in Rom am 30. Oktober 2006

WOLFGANG FRÜHWALD

**„Wie ein ungeheures Märchen“.
Johann Caspar, Johann Wolfgang und August Goethe
im Petersdom in Rom**

Bild der Erneuerung: Zur Baugeschichte von Neu-St.Peter

Im Herbst des Jahres 1506 hat Martin Luther in Erfurt bei den Augustinermönchen der strengen Observanz die Profess abgelegt. Schon am 3. April 1507 wurde er mit 24 Jahren zum Priester geweiht. Die Erfurter Augustiner setzten großes Vertrauen in den jungen Mitbruder und sandten ihn im Spätsommer 1510 zusammen mit einem anderen Bruder nach Rom. Dort sollte er den Ordensgeneral Aegidius von Viterbo davon überzeugen, dass die Reformklöster, zu denen der Erfurter Konvent gehörte, die Einheit des Ordens nicht gefährdeten. „Luthers Romreise [schreibt Horst Rabe] brachte den Erfurtern, wie ohnehin zu erwarten war, keinen Erfolg; im Gegenteil: Luther selbst änderte auf Grund seiner römischen Erfahrungen seinen ordenspolitischen Standpunkt und riet zur Aufgabe der Renitenz.“ 14 Monate war Luther damals unterwegs, zu Fuß auf einem strapazenreichen Pilgerweg, vier Wochen wohnte er in Rom im Kloster seines Ordens. Um den Romaufenthalt des deutschen Reformators rankten sich früh (von Luther selbst beförderte) Legenden, weil das Pontifikat des Borgia-Papstes Alexanders VI., von dem Horst Fuhrmann sagte, daß sein „Kunstverständnis und [seine] Kunstförderung ebenso groß waren, wie seine Sittenlosigkeit“, erst 1503 geendet hatte. Doch Luther hat in Rom zwar die Flüchtigkeit des römischen Klerus bei der Zelebration der Messen bemerkt, wo oftmals zwei Geistliche an einem Altar, nur durch ein Bild voneinander getrennt, die Messe lasen, doch war dies (wie überhaupt die Sehnsucht nach Greifbarkeit und Konkretion, nach der sichtbar auszufließenden Fülle des von der Kirche verwalteten Gnadenschatzes) ein allgemein spätmittelalterliches Phänomen. Die zahllosen Seitenaltäre gotischer Kirchen, in denen man gleichzeitig an mehreren Messen teilnehmen konnte, geben bis heute davon Zeugnis. Luther hat (realiter) Rom als die vom Blut der christlichen Märtyrer getaufte Stadt begrüßt und sich – trotz der Enttäuschung bei seiner Generalbeichte – durchaus auch der Möglichkeiten bedient, einen den „armen Seelen“ zuzuwendenden Ablass der zeitlichen Sündenstrafen zu erwerben. Bezeugt ist sein Bußgang zur *Scala Santa*, der „Pilatustreppe“, die er betend auf den Knien erklommen hat und dabei seines Großvaters gedachte.

Das Rom Luthers war die Stadt Papst Julius' II., der dem Borgia-Papst nachgefolgt war, bis 1513 regierte und sich durch den von ihm angenommenen Namen (nach Gaius Julius Caesar) caesarischen Ruhm versprach. Das „Caesarische“, die herrscherliche Geste, gehörte zu den Menschen der Renaissance, gleich unter welchem Himmel sie lebten. Sie waren Gewaltmenschen, ungeduldig, rasch aufbrausend, dem Experiment zugeneigt und nur dem eigenen Urteil hörig. Solche Menschen sind nicht nur unter den Päpsten und den Herrschern der Zeit zu finden, sondern auch unter Baumeistern und Reformatoren. Bramante, der Baumeister des Papstes, war ein solch caesarischer Mensch ebenso wie Michelangelo und Martin Luther. Zugespißt könnte man sagen: der Umbau der Christenheit vollzog sich mit

gleicher Gewaltsamkeit, wie der Umbau ihrer Hauptkirche in Rom. Als Papst Julius III. (1550) die intriganten Klagen von Michelangelos Gegnern, dass dieser wegen seines Alters der Bauleitung nicht mehr gewachsen sei, zu viel wurden, soll er zornig geantwortet haben, man möge den Baumeister einbalsamieren lassen und dann unter seiner Leitung weiterbauen. Als der Leiter der Baukommission, Kardinal Marcello Cervini, seinem Architekten Michelangelo, wegen dreier undiskutierter Zusatzfenster im Neubau der Peterskirche, vorgeworfen hat, zu keinem Gespräch bereit zu sein, soll Michelangelo geantwortet haben: „Ich will nicht und will auch nicht dazu verpflichtet sein, Ew. Eminenz oder irgendjemand anderem mitzuteilen, was ich tun muss oder zu tun gedenke. Eures Amtes ist es, das Geld zu beschaffen und dafür zu sorgen, dass es vor Dieben sicher ist; die Entwürfe für die Baustelle aber lasst meine Sorge sein.“ Als Luther immer wieder vorgeworfen wurde, dass es für das *sola* in dem von ihm gepredigten reformatorischen Grundsatz des *sola fides iustificat hominem* im Text der Heiligen Schrift keine Grundlage gebe, soll er gesagt haben, man möge doch denen, die immer wieder davon anfangen, in seinem Namen antworten: *sic volo, sic iubeo, sit contra rationem voluntas*.

So zog Papst Julius II. gleichsam caesarisch die Konsequenz aus dem von unterschiedlichen Vorgängern schon geplanten Umbau von Alt-St.Peter, der fünfschiffigen konstantinischen Basilika, die zu den bedeutendsten Heiligtümern der alten, aber heruntergekommenen Stadt Rom gehörte. Als am 18. April 1506 der Grundstein für einen Neubau gelegt wurde, war dies das Abriss-Urteil für die alte Kirche. Offiziell galt Alt-St.Peter als baufällig, was es in Teilen vermutlich auch war, doch war der Hauptgrund für die immer drängender werdenden Neubaupläne, dass in der von Gräbern überfüllten Kirche Platz geschaffen werden musste für die repräsentativen Grabmäler der Renaissance-Päpste. Julius II. hatte den (1505 vorgelegten) Entwurf seines Grabmals Michelangelo übergeben, der sehr wohl wusste, dass sein Plan ohne einen grundlegenden Umbau der alten Basilika nicht gelingen konnte. Den Umbau der Kirche selbst aber übertrug der Papst dem Baumeister Bramante. Durch einen Bericht eben jenes Augustiner-Generals Egidio da Viterbo, den Luther 1510 um Bestätigung der Reformklöster gebeten hat, sind wir davon unterrichtet, wie sich [in Horst Bredekamps Formulierung] durch Bramantes Entwurf der Umbau „von Beginn an in einen Amoklauf gegen Alt-St.Peter“ verwandelte. Bramante entwickelte die kühne Idee einer gewaltigen Vierungskuppel von der gesagt wurde, er „habe gleichsam das Pantheon auf den ‚Friedenstempel‘, die Maxentius-Basilika, zu setzen versucht“. Diese Kuppel prägt (entsprechend variiert) noch den Zentralbau Michelangelos (der dann 1546, im Alter von 71 Jahren, die Bauleitung übernahm) und ist von dort aus durch Europa gewandert, nach London, Paris und Madrid. Von der Entscheidung für den Neubau (1506) bis zu der vom Machtwillen Papst Sixtus' V. angetriebenen Vollendung der Kuppel (1590) vergingen zwei Generationen. Felice Peretti, so berichtet Horst Fuhrmann, sei als alter Mann, „gebückt und auf einen Stock gestützt in das Konklave eingezogen, ein Bild der Hinfälligkeit“. Durch spontanen Zuruf zum Papst gewählt, habe er den Stock weggeworfen und „sich kraftvoll aufgerichtet ... *è ben trovato*“. In den 84 Jahren zwischen Julius II. und Sixtus V. veränderte sich mit dem Antlitz der Peterskirche auch das Gesicht Roms und das der Christenheit. Horst Bredekamp hat mit Bezug auf die Baugeschichte der römischen Kathedrale von einem Prozess der „schöpferischen Zerstörung“ gesprochen, damit aber mehr gemeint als nur den in Stufen vollzogenen Abbruch von Alt-St.Peter und den

Neubau eines triumphalen Gotteshauses – nämlich die Erneuerung der Religionen, der Kulturen und der Völker.

Cum grano salis könnte man sagen: der Neubau von Sankt Peter in Rom hat die Christenheit verändert. 1507, im Jahr von Luthers Priesterweihe, wurde bekanntlich jener für den Bau der Kirche bestimmte Peters-Abläss ausgesprochen, der u.a. Luthers Zorn erregte und (zumindest ein) Anlass der Glaubensspaltung geworden ist. Luther hat vor allem die Art, wie die Ablässgelder in Deutschland eingetrieben wurden, „als eine Verwüstung der Gewissen“ empfunden. Seine 1517 (in welcher Form auch immer) erstmals publizierten Thesen, welche die Reformation als eine soziale Bewegung einleiteten, galten dem Abläss und seiner Praxis. Trotz der nach Rom fließenden Gelder aber ging der Neubau von Sankt Peter nur schleppend voran. Nur ein Teil der in Raten nach Rom überwiesenen Gelder wurde für den Kirchenbau verwendet. So erlebte Luther 1510 in Rom eine darniederliegende Stadt, welcher der aurelianische Mauerring zu weit geworden war, in deren Straßen sich Unrat und Exkremamente türmten, wo neben der Baustelle des Petersdomes Schafe und Kühe weideten. „Nachdem im Jahr 1506 [berichtet Bredekamp] die Decke von Alt-St.Peter im Bereich der Vierung abgetragen worden war, blieben der Hochaltar, der Papstthron und das Grab Petri der Witterung und dem Staub des Baubetriebes ausgesetzt. Das Allerheiligste kam in einen wüsten Zustand, und die Messe konnte bisweilen nur unter starken Beeinträchtigungen stattfinden; mehrfach beendeten Regen und Wind die Zeremonien und immer wieder konnten die Kerzen nicht angezündet werden.“ Die Kirche über dem Grabe Petri, aber auch der Bau der Christenheit selbst, erschienen als Ruinen, die dringend der Erneuerung bedurften. Spätwirkungen dieses Eindrucks auf Luther sind wahrscheinlich.

Der sich hinziehende Bau von Neu-St.Peter wurde so über Jahrzehnte hin zum Bild der zerfallenden Christenheit. Der ruinöse Eindruck der verfallenden Kirche war ein böses Omen für die Stadt. Sie wurde 1527 durch Truppen Karls V. erobert und geplündert, deren Anführer beim Sturm auf Rom am 6. Mai dieses Unglücksjahres gefallen war. Im berühmten *Sacco di Roma* sollen die führerlosen Truppen 50.000 von den 90.000 Einwohnern Roms massakriert haben. Dies war zugleich die Stunde der Bewährung der von Julius II. 1506 (im Jahr der Grundsteinlegung für Neu-St.Peter) gegründeten Schweizergarde. Sie ermöglichte dem Papst wenigstens die Flucht in die Engelsburg. Mit ihrem Hauptmann Kaspar Röst fielen 147 Gardisten im Kampf, nur 42 schlugen sich in die Engelsburg durch. Der *Sacco di Roma* wurde von den Zeitgenossen, nicht nur in Deutschland, als ein Gottesgericht über das sündige Rom der Renaissance betrachtet, er wurde zur Wende in der sittlichen, der religiösen und der künstlerischen Entwicklung der Stadt. So ist es nur konsequent, dass Paul III., der auf den 1534 gestorbenen Papst des *Sacco di Roma* folgte, den Bau von St. Peter, die Kirche als Institution und den Glauben zugleich erneuerte. Er war der Papst jenes Konzils, das am 13. Dezember 1545 im Dom von Trient, durchaus mit dem Ziel und der Hoffnung auf Wiederherstellung der Einheit im Glauben, eröffnet wurde, dann aber das Konzil jener katholischen Reform wurde, die über 200 Jahre lang mit dem Aufstieg der *Societas Jesu* verbunden ist. Ihr Gründer, Ignatius von Loyola, war vermutlich schon 1506 für längere Zeit in Rom, Paul III. hat die Gesellschaft Jesu 1540 bestätigt, 1556 ist Ignatius in Rom gestorben. Zehn Jahre vorher (1546) hat Papst Paul III. Michelangelo die Bauleitung von Neu-St.Peter übertragen. Diese Kirche wurde jetzt zum Symbol einer innerkatholischen Bewegung, in der

die katholische Welt ihren Glauben, ihre Riten und ihre Mission von Grund auf und mit dem Anspruch auf universale Geltung erneuerte.

Reformation, wie Gegenreformation sind religiöse, soziale, ökonomische und kulturelle Bewegungen, die das Antlitz der Christenheit und der Welt verändert haben. Das Bild beider Bewegungen ist in der Bau- und der Wirkungsgeschichte des Petersdomes wiederzuerkennen. Giovanni Lorenzo Bernini hat seit 1626 (mit dem Bronzebaldachin in St. Peter) und dann (seit 1656) mit den die Stadt und den Erdkreis umarmenden Kolonnaden nur vollendet, was Bramante und Michelangelo begonnen hatten. Die Papstkirche in Rom ist seither das weithin strahlende Monument eines starken und selbstbewussten Katholizismus.

Johann Caspar, Johann Wolfgang und August Goethe in Rom

Diese Vorgeschichte, die erst 2000, durch Horst Bredekamps Buch über „Sankt Peter in Rom und das Prinzip der produktiven Zerstörung“ in ihrer Symbolkraft erkannt worden ist, sollte kennen, wer die Romreisen der drei Goethes, des Vaters Johann Caspar (1740), des Sohnes Johann Wolfgang (1786 – 1788) und des Enkels August (1830), richtig verstehen und einordnen will. Über lange Jahrzehnte hin wurden diese Reisen lediglich neuhumanistisch und romantisch als Beginn und Ausdruck deutscher Sehnsucht nach Italien, dem Mutterland der Kunst, interpretiert. Seit dem Buch Bredekamps ist die untergründige Modernität der aus Zerstörung und Neukonstruktion erwachsenen Baugeschichte von St. Peter zu erkennen, eine Modernität, die vermutlich auch Johann Wolfgang Goethe angezogen und die er seinerseits befördert hat. Denn das Prinzip der „schöpferischen Zerstörung“ ist (in Kunst, Ökonomie und Architektur) zum prägenden Prinzip der Moderne geworden. Goethe ist mit der deutschen Literatursprache ähnlich gewaltsam umgegangen wie die Päpste zwischen Julius II. und Sixtus V. mit Alt-St. Peter. Er hat aus Zerstörung und Neubau ein völlig neues Gebilde, für die schöne Literatur ebenso wie für die Beschreibungssprache der Naturwissenschaft, geschaffen. Das Tor zu der von ihm stilprägend anverwandelten Antike, zu einem neuen Körpergefühl und einer neuen (auch sprachlich vermittelten) Sinnlichkeit, öffnete dem pietistisch-protestantisch erzogenen Goethe die ihm bis dahin unbekannte und fremde Kultur des katholischen Südens.

Goethes Vater, *Johann Caspar Goethe*, reiste 1740, im Alter von 30 Jahren, durch Italien und Frankreich. Seine Reiseerlebnisse hat er vermutlich 25 Jahre später in italienischer Sprache aufgezeichnet und seinem Sohn hinterlassen: *Viaggio per l'Italia fatto nell'anno MDCCXL ed in XLII lettere descritto da J.C.G.* Die Reiseerlebnisse des Vaters haben in den Sohn früh den Keim der Sehnsucht nach einem Land gepflanzt, in das der Vater (auf der Suche nach „Curiositäten“, also neuen und fremden Erfahrungen) erst eintreten durfte, als er ein Purgatorium durchlitten hatte. Dieses Purgatorium an der Venezianischen Grenze bestand darin, daß die Reisenden wegen der in der Türkei grassierenden Pest eine Quarantäne durchlaufen mussten, ehe sie ins italienische Paradies eingelassen wurden. Die Quarantäne erzwang eine vier Wochen dauernde Wohngemeinschaft mit lauter Katholiken, die Johann Caspar für einen der ihren hielten, „weil sie keine andere als ihre eigene Religion kannten“. Wie in einem Fegefeuer wurde so der junge deutsche Protestant mit einer Kultur bekannt gemacht, die für ihn dann doch mehr bereitgehalten hat als Kuriositäten aus Kunst, Natur und Altertum, nämlich katholischen Lebensvollzug und ein davon geprägtes Volk. Dass er diesen

Katholizismus als Aberglauben, seine Riten als obskurant, die Religion lediglich als Instrument politischer Führung verstand und missverstanden, belegt den begrenzten Horizont eines Reisenden, der weniger Kuriositäten zu erfahren, als sich dagegen zu wehren suchte. So war Johann Caspar Goethes Begegnung mit dem Petersdom zunächst vom musealen Interesse des Bildungsreisenden geprägt. Auch die Superlative, die er für diese Kirche bereithielt („die Hauptkirche Roms“, die Hauptkirche „der ganzen Welt“, ein Dom, „der Pracht und Herrlichkeit ausstrahlt, so dass ich eine Weile lang vor Staunen ganz starr war“) halten sich im Rahmen stereotyper Berichte von Reisenden aus aller Welt. Ihnen erschien, vom Obelisk (der früher Caesars Asche enthalten haben soll) über Berninis Kolonnaden bis zur Innenausstattung und zum Romblick von der begehbaren Kuppel, diese größte christliche Kirche als ein Wunderwerk der Baukunst, als Manifestation einer eineinhalb Jahrtausende umfassenden Geschichte der Christenheit in all ihren Phasen. Goethes Vater beobachtete mit dem skeptischen Blick des Protestanten auch die Riten und die Funktionen der Kirche und sparte nicht mit Kritik und Befremden. So interessierte ihn das Faktum, dass im Petersdom „alle Nationen der katholischen Welt [...] in ihrer jeweiligen Muttersprache beichten können“, dass die Jesuitenpatres, die dort Beichte hörten, „mit langen Stäben die Köpfe der Vorübergehenden [berühren], während diese einen Augenblick lang vor dem Beichtstuhl niederknien“. Die lässlichen und die geringfügigen Sünden wurden auf diese bequeme Weise absolviert.

Mag all das noch in der Typologie der Romreisenden des 18. Jahrhunderts verfangen sein, so wird der Bericht persönlicher und kritischer, als er im 31. Brief den Petersdom in Funktion beschreibt, als er die Wallfahrt der Bruderschaften zu den (durch die Verehrung der Jahrhunderte) kostbaren Reliquien der Kirche (ein Stück vom Kreuze Christi, das Tuch des Heiligen Grabes, die Klinge, mit der Jesu Seite durchbohrt wurde) schildert. Die in mittelalterliche Büssergewänder gekleideten Mitglieder der Bruderschaften, mit langen, bis zum Boden reichenden Rosenkränzen in den Händen, werfen sich vor dem Altar nieder, werden dort mit den Reliquien gesegnet und verlassen dann in Prozession die Kirche wieder so, wie sie diese betreten haben. „Man sagt übrigens [erzählt Johann Caspar Goethe], dass man in der Nähe des Papstes den Dreistigkeiten, denen ein Protestant in katholischen Kirchen ausgesetzt ist, nur um so ferner sei. Dass dies kein bloßes Märchen, sondern tatsächlich die Wahrheit ist, hab ich selbst erlebt: ich hatte mich nämlich zusammen mit einigen anderen unter die Schar gewagt, die vor besagtem Altare kniete, und blieb während der gesamten feierlichen Handlung unbeirrt stehen, ohne dass irgendjemand auf den Gedanken gekommen wäre, mich dazu zu zwingen ebenfalls auf die Knie zu fallen und den Reliquien zu huldigen.“ Das ist unzweifelhaft der Höhepunkt des „Giro“ Johann Caspar Goethes 1740, dass er inmitten der andächtig knienden Katholiken einsam, als ein protestierendes deutsches Ausrufezeichen steht und trotzdem nicht belästigt wird.

Der Bericht aus dem Petersdom weist voraus auf ein ähnliches Erlebnis eines deutschen Protestanten im Bamberger Dom am St. Heinrichstag des Jahres 1793. In diesem Jahr berichtet Wilhelm Heinrich Wackenroder seinen Eltern von der Segnung der Gläubigen mit dem Ostensorium, bei der die ganze Gemeinde niederkniete und sich bekreuzigte. „Ich fiel mit aufs Knie [schrieb er], denn ich hätte mich gewiss dem Unwillen der Leute ohnedies ausgesetzt; auch würde es mir in der Tat Mühe gekostet haben, so isoliert stehen zu bleiben,

da eine ganze Welt um mich niedersank, und mich zur höchsten Andacht stimmte; mir würde hier gewesen sein, als gehörte ich nicht zu den Menschen.“ Das Zeichen, das Johann Caspar Goethe zu setzen meinte, war Ausdruck des Protestes und der Individuation, im Grunde die Nachahmung jenes lutherischen „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen.“ Dieses Zeichen ist Ausdruck des Einzelnen, der allein ist mit seinem Gewissen und einem richtenden Gott, der ihn aus Gnaden zu erlösen vermag. Der Petersdom aber ist in all seiner Schönheit Inbegriff jener barocken Kirchen, die den Menschen sichtbar aufnehmen in die Gemeinschaft der Heiligen und ihm sagen: Deine Sünden sind Dir vergeben, Du bist eingeschrieben in Gottes Hand. Wackenroder hat, ein halbes Jahrhundert nach Johann Caspar Goethes sichtbarem und einsamem Protest in Rom, in Bamberg die religiöse und die Gemeinschaft stiftende Funktion von Kunst als Liturgie erfahren und damit die deutsche Romantik eingeleitet. Der Vater Goethe aber hat nur die politisch-symbolischen Auseinandersetzungen in Preußen und in Bayern präludiert, wo noch im 19. Jahrhundert über Kniebeigungsordere und Teilnahme der Soldaten am Gottesdienst der jeweils anderen Konfession erbittert und konfessionspolemisch gestritten wurde.

Als *Johann Wolfgang Goethe* im Herbst 1786 auf seiner „Hegire“ (wie er sie selbst nannte), also einer fluchtartigen Reise, ohne Mitteilung an Charlotte von Stein, ohne Wissen des Herzogs von Sachsen-Weimar, dessen Minister er immerhin war, unter einem (damals für Reisende üblichen) falschen Namen (Giovanni Filippo Möller, pittore, nannte er sich) in Regensburg ankam, geschah ihm eben das, was seinem Vater an der venezianischen Grenze geschehen war: er erlebte in den Schulspielen der Jesuitenschüler (die es in Bayern trotz des Ordensverbotes noch gab), eine ihm fremde Kultur und wurde durch das Tor der Jesuitenkultur nach Italien geleitet. „Wie freut michs [schrieb er im Tagebuch für Frau von Stein am 4. September 1786] daß ich nun ganz in den Catholicismus hineinrücke und ihn in seinem Umfange kennenlerne.“ Nach Rom reiste Goethe, auch wenn er sich in Venedig gleichsam erst in Italien eingewöhnen musste, so rasch, als ziehe ihn ein geheimes Band in die „Hauptstadt der Welt“, als könnte ihn ein böses Geschick noch vom rechten Weg abbringen, der ihn nach Rom und nur nach Rom führen sollte. Goethe wollte die Stadt 1786 noch vor dem Fest Allerheiligen erreichen, denn er dachte sich, „geschieht [bei den Katholiken] dem einzelnen Heiligen so viel Ehre, was wird es erst mit allen werden“. Doch auch dieser Grund war nur vorgespiegelt, er wollte nach Rom, wollte seinem Leben eine Wende geben, die ihm nur in dieser Stadt der Antike und der Renaissance möglich schien, er wollte das Ziel einer Hedschra erreichen, mit der auch für ihn (wie für den Islam) eine neue Zeitrechnung beginnen sollte. 1775 hatte er diese Reise schon einmal angetreten und dann – des Hofdienstes in Weimar wegen – abgebrochen. Jetzt, elf Jahre später, zog er am Abend des 29. Oktober 1786 durch das gleiche Tor in Rom ein wie sein Vater und war sprachlos vor Glück. „Nur ein Wort nach einem sehr reichen Tag [schrieb er am 30. Oktober an Charlotte von Stein]! Ich habe die wichtigsten Ruinen des alten Roms heute früh, heut Abend die Peterskirche gesehen und bin nun initiiert.“

In der Druckfassung der „Italienischen Reise“ (deren erster Band 1816, nach Goethes geistigem Ausflug in den Orient, erschienen ist, woher vermutlich die Bezeichnung als „Hegire“ rührt) sind die Hinweise auf die Peterskirche zwar nicht allzu häufig, doch wird deutlich, dass der Reisende den Dom nach jener Initiationserfahrung immer wieder besucht

und immer wieder neue Eindrücke gesammelt hat. Der museale Eindruck der Kirche als Kunstwerk und der der Kirche als Raum für den Gottesdienst verschränkten sich bei ihm und standen nicht mehr wie bei seinem Vater nebeneinander. Zwar wehrte sich auch in Johann Wolfgang Goethe der protestierende Verstand gegen die Überwältigung durch die südliche Schönheit, aber er war eher bereit als der Vater, sich dieser Schönheit hinzugeben. „In St. Peter [heißt es am 9. November 1786] habe ich begreifen lernen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maßvergleiche aufheben kann.“ Am Weihnachtstag dieses Jahres bewunderte er zwar das Hochamt im Dom, „prächtig und würdig genug, ich bin aber im protestantischen Diogenismus so alt geworden, dass mir diese Herrlichkeit mehr nimmt als gibt, ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre [Diogenes], zu diesen geistlichen Weltüberwindern sagen: verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit“. Der protestantische Asketismus, seine Abneigung gegen das Bild und dessen Eigensprache, die von Luther begründete Verbalität (auch und gerade der bilderreichen Bibelsprache) hinderten Goethe zunächst, die Sprache der Liturgie als Vollendung oder wenigstens als Mitvollzug jener Bau- und Bildkunst zu verstehen, in die sie eingebettet ist. Am Karfreitag des Jahres 1788, beim zweiten römischen Aufenthalt (dessen Darstellung er freilich erst 1829, am Ende seines Lebens, publizierte), war alles anders. Zwar behauptete er auch jetzt, nichts von den Zeremonien habe ihm eigentlich imponiert, auch wenn er alles bewundert habe, „denn das muss man ihnen nachsagen, dass sie die christlichen Überlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben“. Doch widerspricht der Wortlaut seiner Schilderung der Karfreitagliturgie der bemühten Überlegung, dass Geschmack und Würde in der Liturgie des katholischen Gottesdienstes nur da walten könnten, „wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote standen“, also in Rom. So wurde er innerlich ergriffen vom Gesang des päpstlichen Chores. „Die Kapellmusik ist undenkbar schön. Besonders das Miserere von Allegri und die sogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott seinem Volke macht. Sie werden Karfreitags frühe gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Übrige an seiner Stelle bleibt, jedermann still ist, und das Chor anfängt: *Popule meus quid feci tibi?* ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Funktionen.“ Der Papst, der hier – seiner Pracht und seiner (auch weltlichen) Herrschaftssymbole entkleidet – als ein sündiger Mensch das Kreuz auf sich nahm, war Pius VI., bekannt für die Verfolgung, die er erlitten hat, (der erste Papst übrigens vor Johannes Paul II., der meine Heimatstadt Augsburg [1782] besucht hat). Auch von katholischen Fürsten (etwa von Kaiser Joseph II.) wurde er durch eine breit angelegte Säkularisation der Kirchengüter beraubt und gedemütigt, von französischen Revolutionstruppen wurde er 1798 gefangen und ins französische Exil geführt, wo er „in einem verwahrlosten Gebäude der Zitadelle von Valence-sur-Rhône im August 1799“ starb. Als der todkranke Papst um einen Tod in der Heimat bat, soll der französische Transportoffizier geantwortet haben: „Sterben können Sie überall.“ Die (bei Fuhrmann abgebildete) monumentale Statue dieses Papstes im Petersdom, Hände und Kopf aus der Schule Antonio Canovas, zeigt (nach Ludwig von Pastor) den „verklärten Schmerz eines ergebenen Dulders“. Das Schicksal Pius' VI., dessen Leichnam 1801 aus Frankreich in den Petersdom überführt werden konnte, war weithin bekannt. Goethe kannte es, als er die „Italienische Reise“ druckfertig machte.

Beim zweiten römischen Aufenthalt, von Juni 1787 bis April 1788, fühlte sich Goethe in Rom wie der „Fisch im Wasser“, jetzt erst meinte er, die „höchste Zufriedenheit [seines] Lebens“ genossen zu haben „und nun wenigstens einen äußersten Punkt [zu kennen], nach welchem er das Thermometer [seiner] Existenz künftig abmessen“ konnte. Ohne das Erlebnis der Peterskirche ist die Erfahrung der „Wiedergeburt“ Goethes als Dichter, die existentielle Erfahrung des Schönen, die Erforschung des menschlichen Körpers auch als Maß für dieses Schöne, nicht zu denken. Sein jetziges Leben, meinte er am 5. Juli 1787, sehe einem „Jugendtraume völlig ähnlich“. Zwar hat Goethe in dieser Phase der Wiederentdeckung seiner selbst als Künstler nicht so sehr das Künstlerische des Gottesdienstes erlebt, wie es ihm in den Papstmessen der Kathedrale und der Sixtinischen Kapelle entgegentrat, aber er hat „das Gottesdienstliche der Kunst“ erfahren und damit einen Sinn für das Sittliche ebenso gewonnen wie für das Sinnliche. So war es wenig verwunderlich, dass er am Patroziniumstag der Peterskirche, am 29. Juni 1787, die Illumination der Domkuppel und das zugehörige Feuerwerk „wie ein ungeheures Märchen“ erlebte. „Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht, wie sonst, bei und mit den Sachen sehe, was nicht da ist, so müssen mir so große Schauspiele kommen, wenn ich mich freuen soll.“

In den eineinhalb Jahren seines Lebens in Italien hat Goethe die Verfassung der „Iphigenie“ vollendet, den „Egmont“ geschrieben, den „Tasso“ begonnen, den „Faust“ aus alten Papieren hervorgeholt; damals ist ihm die Sammlung seiner „Schriften“ in vier Bänden geglückt, das Resultat „eines halben Lebens“ und damit die Zusammenschau seines Frühwerkes. In den „Römischen Elegien“, die vermutlich erst nach der Rückkehr aus Italien, aber als Summe des römischen Aufenthalts geschrieben wurden, hat er der europäischen Liebeslyrik eine entschieden andere Wende gegeben als sie seit dem Minnesang, seit Dante und Petrarca verbreitet war: die Wendung zum Glück, statt zur Entsagung, die Wende zur auch körperlichen Erfüllung der Liebe und der Freude an dieser Liebe. Er sei „sinnlich“ geworden, raunten die Damen der Weimarer Gesellschaft nach seiner Rückkehr und wussten nicht, wie recht sie mit diesem hämisch gemeinten, von Goethe poetisch unterlaufenen Urteil hatten. Das stolze – durchaus individualistisch-protestantisch gedachte und gegen die katholisch-funktionale Schönheit der römischen Kathedrale gerichtete – Wort seiner Winckelmann-Schrift aus dem Jahr 1805 hat vermutlich den südlichen Erfahrungen Goethes den schärfsten Ausdruck gegeben. „Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewusst seines Lebens freut.“

Zur Tragödie wandelten sich die römischen Glückstage dreier Generationen der Familie Goethe, als *August von Goethe* 1830 versuchte, in den Spuren des Vaters und des Großvaters der eigenen unglücklichen Existenz ein neues Fundament zu geben. Ihm war der soeben (1829) erschienene dritte Teil von des Vaters römischen Erinnerungen völlig gegenwärtig, als er sich auf seinen Fluchtweg begab. Aus einem unbefriedigenden Berufsleben (als Helfer des Vaters), aus einer unglücklichen Ehe, der provinziellen Enge Weimars, aus Alkoholismus und unterdrückten sexuellen Neigungen ist August mit 40 Jahren zu spät ausgebrochen. Das Tagebuch seiner italienischen Reise, das erst 1999 veröffentlicht wurde, ist das Buch einer Reise in den Tod, nicht das der Reise in ein neues Leben. Auch wenn niemand ahnen konnte,

wie rasch und plötzlich dieses Leben und diese Reise mit dem Tod in Rom, in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober 1830, enden sollte, sind die tagebuchartigen Briefe Augusts, von denen er hoffte, der Vater werde sie redigieren und drucken, so makaber angefüllt mit Berichten von Lebensgefahr, Unfall, Krankheit und Tod, dass sie (zumindest im Rückblick) als der Abgesang eines vom Alkohol schon zerstörten Lebens erscheinen. Es ist bedrückend zu lesen, wie eng dieser Flüchtling, der sich, wie einst der Vater, als Odysseus aus dem Schiffbruch an den Strand der Phäaken retten wollte, an das in Zitaten und Anspielungen aufdringlich gegenwärtige Werk des Vaters und seine Sammelleidenschaft gekettet ist. Nicht einmal im Tode durfte er er selber sein. Auf seinem Grabstein im römischen *Cimitero degli stranieri acattolici* liegt er als der Sohn seines Vaters, nicht als August von Goethe, begraben. *Goethe Filius Patri Antevertens ...* ist auf dem Grabstein zu lesen.

Für den römischen Dom hatte dieser gehetzte Besucher Roms kaum Muße und keinen eigenen Blick. Aus Neapel kommend, sah er am 16. Oktober 1830, einem Sonnabend, zum erstenmal die ersehnte Stadt: „Die Kuppel von St. Peter glänzte in der Morgen-Sonne und das neue Rom breitete sich vor meinen Blicken.“ Es ist, als wisse August von Goethe, dass ihm keine Zeit mehr bleiben würde, so flüchtig durchheilt er im Wagen die Stadt und den Dom: „Dann fuhren wir durch die Strada Ripetta nach der Engelsbrücke an der Engelsburg vorbei nach St. Peter. Ich stieg auf dem Platz zwischen den Kolonnaden aus und eilte die bequemen Treppen, man kann sie kaum so nennen, hinein. Es wurde gerade Messe gelesen, ich stand wie verzaubert, wie klein kommt man sich in diesem herrlichen einfachen dennoch kolossalen Gebäude vor. Nach genommenem Überblick, eilten wir im Wagen nach dem Campo Vacino, fuhren durch, um das Colosseum herum, unterwegs das Haus gesehen, wo Raphael gestorben.“ Wenige Tage später starb August an einem Schlaganfall.

Aus dem Blickwinkel von Johann Wolfgang Goethes Biographie war der frühe Tod des Sohnes der tragische Schlusspunkt eines vom Glück nur scheinbar begünstigten Lebens. Im Bericht über seinen zweiten römischen Aufenthalt erzählt Goethe von der Begegnung mit zwei jungen Frauen, einer Römerin und ihrer mailändischen Freundin. In die Mailänderin hat er sich verliebt. Doch als die Liebe gerade zu keimen begann, erfuhr er, dass sie verlobt sei und im Begriffe war zu heiraten. „Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend [heißt es im Oktober 1787], um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammen zu nehmen. Es wäre wunderbar genug, rief ich aus, wenn ein wertherähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben.“ 1829 hat Goethe diesen Text publiziert, am 10. November 1830 erhielt er (über den Kanzler von Müller) in einem auch für ihn bestimmten Brief die Nachricht vom Tod August von Goethes in Rom. Absender des Briefes war Georg Christian August Kestner, seit 1825 Geschäftsträger der hannoveranischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl. Er war der Sohn eben jener Charlotte Kestner, geb. Buff, die 1772 Goethes, damals schon mit Kestner verlobte, Freundin in Wetzlar gewesen ist, das Urbild der Lotte in seinem Roman „Die Leiden des jungen Werthers“. 1816 hatte sie ihn als 63jährige Frau noch einmal in einer seltsam gespenstischen Atmosphäre in Weimar besucht, Thomas Manns Roman „Lotte in Weimar“ erzählt davon. 1828 ist sie gestorben.

Es ist, als schließe sich der Kreis von Goethes Leben nunmehr tragisch zusammen. Das südliche Licht, das über seinem Leben geleuchtet hatte, hat er am Ende des zweiten

römischen Aufenthaltes (und damit 1829) noch einmal beschworen; „die großen Lichtmassen“ Roms, „wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, [setzten ihn] in einen Zustand wie von einer andern einfachern größern Welt“. Jetzt (ein Jahr später) war dieser Glanz jäh erloschen. „*Nemo ante obitum beatus* [schrieb Goethe am 21. November 1830 an seinen Freund Carl Friedrich Zelter] ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figuriert, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müsste es heißen: ‚Prüfungen erwarte bis zuletzt.‘ [...] und es scheint, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten.“ Zwischen dem 25. und dem 27. November dieses Unglücksjahres erlitt Goethe einen schweren Blutsturz, von dem er sich bis zu seinem Tod 1832 im Grunde nicht mehr erholt hat.

Anmerkung

Der Text des Reisetagebuches von Johann Caspar Goethe wird zitiert nach der von *Albert Meier* übersetzten und kommentierten Ausgabe: Johann Caspar Goethe. Reise durch Italien im Jahre 1740. (Viaggio per Italia). Hg. von der Deutsch-Italienischen Vereinigung in Frankfurt am Main. München 1986 – Die Texte aus Johann Wolfgang Goethes Italienischer Reise sind entnommen der Ausgabe in zwei Bänden innerhalb der Frankfurter Goethe-Ausgabe: Johann Wolfgang Goethe. Italienische Reise. Teil 1 und 2 hgg. von *Christoph Michel und Hans-Georg Dewitz*. Frankfurt am Main 1993 – Die Zitate aus den Briefen August von Goethes sind entnommen: August von Goethe. Auf einer Reise nach Süden. Tagebuch 1830. Erstdruck nach den Handschriften. Hgg. von *Andreas Beyer und Gabriele Radecke*. München 1999 – Zur Baugeschichte von St. Peter in Rom verweise ich auf *Horst Bredekamp*: Sankt Peter in Rom und das Prinzip der produktiven Zerstörung. Bau und Abbau von Bramante bis Bernini. Berlin 2000; zur Papstgeschichte auf *Horst Fuhrmann*: Die Päpste. Von Petrus zu Johannes Paul II. München 1998; zur Geschichte und Biographie Martin Luthers auf *Horst Rabe*: Reich und Glaubensspaltung. Deutschland 1500 – 1600. München 1989; zu den Reisen von Vater, Sohn und Enkel Goethe nach Italien auf *Wolfgang Frühwald*: Südlicher Himmel. Die italienischen Tagebücher der Familie Goethe. In: *ders.*: Das Talent, Deutsch zu schreiben. Goethe – Schiller – Thomas Mann. Köln 2005, S.95 – 126; zur Wende in der europäischen Liebeslyrik auf *Terence James Reed*: Die klassische Mitte. Goethe und Weimar 1775-1832. Stuttgart, Berlin u.a. 1982. Zu verweisen ist auch auf die soeben erschienenen Studien in der Festschrift für Gonthier-Louis Fink (Neue Einblicke in Goethes Erzählwerk. Hgg. von Raymond Heitz und Christine Maillard. Heidelberg 2010), die aber in die Auseinandersetzung nicht mehr einbezogen wurden.